



gedruckt

V o r t r a g

vor den Arbeitern am Goetheanum

von

D r . R u d o l f S t e i n e r

Dornach, 20. Dezember 1922

Meine Herren, wir wollen heute die Frage von neulich fertig beantworten.

Sehen Sie, durch seine Haut ist eigentlich der Mensch im ganzen ein Sinnesorgan. Schon die Haut des Menschen ist etwas außerordentlich Kompliziertes, etwas ganz Wunderbares. Wenn man die Haut von außen nach innen verfolgt, so hat man außen zunächst eine durchsichtige Schichte, die sogenannte Hornschicht der Oberhaut. Durchsichtig ist sie nur bei uns weißen Europäern, während die Oberhaut bei Negern und Indonesiern, Malaien eben mit farbigen Körnchen durchsetzt und dadurch gefärbt ist. Bei uns ^{weißen} Europäern ist es aber eine durchsichtige Haut, die Hornschicht der Oberhaut. Hornschicht heißt sie, weil sie tatsächlich aus demselben Stoff besteht, nur ist er etwas anders angeordnet, aus dem die Hörner der Tiere bestehen, und

aus dem auch unsere Nägel und Haare bestehen; denn unsere Nägel wachsen eigentlich aus dieser äußeren Hornschicht der Haut heraus.

Unter dieser Hornschicht liegt die sogenannte Lederhaut, die eigentlich wiederum aus zwei Schichten besteht, einer Oberschichte (rot) und einer Unterschichte, die ich hier vielleicht bläulich-grünlich machen will (Zeichnung).

So sind wir also als Menschen eigentlich zugedeckt und umkleidet mit einer dreifachen Haut, mit einer äußeren Hornschicht, mit der mittleren Lederhaut und mit der unteren Lederhaut.

Nun, sehen Sie, diese unterste, hier grün gezeichnete Lederhaut, die ist eigentlich zur Ernährung der ganzen Haut da. Da drinnen werden die Nahrungsstoffe der Haut abgelagert. Aber die mittlere, die ich hier rot gezeichnet habe, die ist mit allerlei Zeug ausgefüllt; vor allen Dingen aber ist sie mit Muskelfasern ausgefüllt. Aber was für uns ganz besonders wichtig ist, es sind da drinnen in dieser Haut lauter kleine Zwiebelchen, eines neben dem anderen; so daß man da überall kleine Zwiebelchen hat. Solche haben wir tausende und tausende in unserer Haut drinnen, solche kleinen, ich kann sie Zwiebelchen nennen; denn eine Zwiebel, die ist ja besonders ausgezeichnet dadurch, daß sie die Schalen hat, zwei, drei und so weiter, viele Schalen, und diese kleinen Körperchen hier, die ein Italiener, Pacini, entdeckt hat, und die daher Pacinische Körperchen heißen, diese kleinen Körperchen, die haben solche Zwiebelschalen, sehen richtig so aus, daß die Zwiebelhaut nach außen ist, und der andere, der dünnere Teil, liegt nach innen zu, wie ich es auch außen gezeichnet habe.

Nun, sehen Sie, um solche winzigen Körperchen - sie sind ja winzig, man sieht sie nur durch die Mikroskope - sind zwanzig bis sechzig solche Schalen. Sie können sich denken, wie kleinwinzig das ist! Also der Mensch ist eigentlich so, daß er an seiner ganzen Körperoberfläche lauter solche kleinwinzigen Ausstrahlungen hat. Am meisten, nicht nur bei den Schlangen, sondern auch beim Menschen, sind an der Zungenspitze. Das ist

nämlich geradezu komisch: am meisten sind an der Zungenspitze! Viele sind auch an den Fingerspitzen, an der Hohlhand im Innern, an anderen Körperteilen; aber eben, wie gesagt, am meisten sind an der Zungenspitze. Wenn man zum Beispiel die vielen kleinen Zwiebelchen an der Zungenspitze und diejenigen, die man an den Fingerspitzen hat, vergleicht, so sind in den Fingerspitzen ungefähr siebenmal weniger als auf der Zungenspitze.

Sie sehen, von jedem solchen Zwiebelchen geht ein Nervenfaden aus. Der Nervenfaden, der geht zunächst auf irgendeinem Weg, er sucht sich schon seinen Weg, ins Rückenmark hinein, und vom Rückenmark ins Gehirn. Und Sie können sich vorstellen, vom Gehirn gehen lauter solche Nervenfasern aus, überall in den Körper hin, und bilden an der Körperoberfläche solche Zwiebeln, wie ich sie Ihnen beschrieben habe, also auch zu der Zunge her solche Zwiebeln, - überall hin. So daß ich den Menschen auch so zeichnen kann, daß im Gehirn alle diese Nervenfasern anfangen und überall hingehen, und am Ende in der Haut drinnen, in der Lederhaut, solche Zwiebeln bilden.

Das ist deshalb sehr interessant, meine Herren, weil man sich wirklich vorstellen kann, und sich dann etwas Richtiges vorstellt: gradeso, wie im Erdboden eine wirkliche richtige Zwiebel wächst und da oben die Zwiebelblüte bildet, so ähnlich ist es im menschlichen Körper. Da (auf die Zeichnungweisend) sind die Zwiebeln drinnen, und der Stengel, der ist nur innen, in den Nerven (der Zunge) ist er ja auch kurz, aber bei den anderen Nerven ist er manchmal furchtbar lang. Die Zwiebelnfasern von den Füßen gehen durch das Rückenmark ins Gehirn, sind furchtbar lang. Und von all dem, was wir in unserer Haut als die Zwiebeln haben, haben wir die Blüte eigentlich in unserem Gehirnschädel. So daß Sie sich vorstellen können: der ganze Mensch ist in seiner Haut eigentlich eine Art Erdboden, nur kurios gestaltet, aber er ist eine Art Erdboden. Außen hat er die Hornschicht, in der sogar allerlei Kristalle und so weiter eingelagert sind. Unten sind die festen Körpermassen, darüber die Hornschicht. Beim Menschen liegt nur von außen nach innen unter der harten Hornschicht der Überhaut die Lederhaut. Das

ist der Erdboden. Und aus diesem Erdboden wachsen alle diese Zwiebeln heraus und haben im Gehirn ihre Blüte. Sie haben ihren Stiel bis ins Gehirn hinein und haben im Gehirn ihre Blüte.

Meine Herren, bei uns mehr alten Kerlen, bei denen ist es so, daß man eigentlich die ganze Geschichte nicht mehr richtig verfolgen kann, nur beim Schlaf; aber beim Kind ist das noch sehr viel mehr der Fall. Da ist es so, daß tatsächlich das Kind, solange sein Verstand nicht aufgeweckt ist, also im ganzen ersten Jahre, eine sehr lebhaft^e Zwiebeltätigkeit in sich hat, in den Nerven hat. Und geradeso wie die Sonne hinscheint über die Blüten bei den Zwiebeln, so scheint beim Kind, das noch nicht das Augenlicht, das es aufnimmt, mit dem Verstand umsetzt, so scheint das Licht hinein, und das ist allerdings so, wie wenn die Sonne im Kopfe sich verbreiten würde und alle diese Zwiebelblüten entfalten würde. Es wächst in der Tat in den Nerven ein ganzes Pflanzenleben in uns. Wir tragen da tatsächlich in den Hautnerven ein ganzes Pflanzenreich in uns. Nur hört später, wenn wir in die Volksschule kommen, eigentlich dieses lebhaft^e Wachsen auf, und da verwenden wir die Kräfte, die vorher aus den Nerven geworden sind, zum Denken. Das ist sehr interessant. Denn man glaubt gewöhnlich, die Nerven denken. Die Nerven denken nicht. Die Nerven kann man nur so zum Denken verwenden, daß man ihnen gewissermaßen ihr Licht abstiehlt. Die menschliche Seele stiehlt den Nerven das Licht ab, und was sie abstiehlt, das verwendet sie zum Denken.

Es ist schon so. Derjenige, der wirklich über die Sache nachdenkt, der kommt in jedem Punkt dazu, einfach die selbständig wirkende Seele anzuerkennen.

Sehen Sie, solche im Innern wachsenden Zwiebeln, die haben wir eigentlich mit allen Tieren gemeinschaftlich. Alle Tiere, selbst die niedersten, die eigentlich nur, sagen wir, aus solchen Schleimmassen bestehen, die etwas gestaltet sind, sehen und so weiter, alle diese Tiere haben eigentlich solche Gefühlsnerven, die in einer Art von Zwiebel an der Oberfläche auslaufen. Je weiter wir nun zum Menschen heraufkommen, desto mehr werden einzelne von diesen Nervenzwiebeln dann besonders umge-

staltet. Und solche umgestaltete Hautnerven sind zum Beispiel unsere Geschmacksnerven.

Also vorne an der Zunge, das habe ich schon das letzte Mal erwähnt, da haben wir diese Gefühlsdrüsen. Daher ist die Zunge vorne so stark empfindlich. Aber hinten an der Zunge, da schmecken wir, und am weichen Gaumen schmecken wir und so weiter, also an Gaumen und Zunge hinten, da sind auch solche Zwiebelchen eingestreut. Aber die sitzen nämlich in einem Klümpchen drinnen. Und in diesen Klümpchen darinnen, da ist es diese Zwiebel, die in die Nerven hineingeht; die schiebt sich einfach als eine Zwiebel in die Lederhaut hinein. Im hinteren Teil der Zunge, da bildet sich erst so ein kleines Klümpchen, das schiebt sich dann in dieses Klümpchen hinein, bis an die Oberfläche heraus, diese Zwiebel, so daß man die Wurzel da durchschauen sieht. An der Zungenwurzel sind also furchtbar viele kleine Gruben, und in jeder Grube wächst auch von unten herauf solch eine Zwiebel, und dadurch können wir schmecken.

Nun, meine Herren, können wir mit dem Gefühl, also mit diesen Zwiebeln, die an unserer Hautoberfläche sind, alles wahrnehmen. Aber Sie werden ja selber wissen, daß man sich an das nicht viel erinnert. Wenn ich einen rauhen Stuhl habe, so weiß ich mit meinem Gefühl, daß er rauh ist, weil ich mit so und so viel Zwiebeln, die immer sich verändern, fühle, daß er rauh ist. Aber unser Gedächtnis strengt sich nicht viel an durch dieses Gefühl, strengt sich auch nicht sehr beim Geschmack an, wohl ein bißchen besser, aber unbewußt. Die Menschen, die Feinschmecker sind, wissen ja schon immer vorher, was gut ist, nicht erst, wenn sie es kosten; deshalb verschaffen sie sich es auch.

Diese Zwiebeln gehen nun durchs Rückenmark direkt ins Gehirn und bilden dort ihre Blüte. Alles, was wir schmecken wollen, muß aber zuerst durch den Mundschleim aufgelöst werden. Nichts können wir schmecken, was nicht erst in Wasser verwandelt ist. Dann können wir aber fragen: Was schmeckt denn da eigentlich? Wir würden überhaupt nicht schmecken können, wenn wir nicht selber Wasser in uns hätten. Unser fester Mensch, das,

was fest an uns ist, das schmeckt nämlich nicht. Es ist so, daß wenn da hier die Zungenzwiebel ist, so vermischt sich das innere Wasser, aus dem der Mensch besteht, mit demjenigen, was in der Speise aufgelöst wird, und wir können sagen: unser eigenes Wasser vermischt sich mit dem Wasser von außen. Es ist also gar nicht der feste Mensch, der schmeckt, sondern wir bestehen, wie ich Ihnen schon gesagt habe, etwa zu neunzig Prozent aus Wasser. Das Wasser machen wir besonders flüssig. Wir haben hier das Zungenwärtelchen. Wie aus einem Geysir, aus einer solchen Erdgrube, wissen Sie, das Wasser aufspritzt, so haben wir wirklich solches Wasseraufspritzen auf unserer Zungenspitze.

Wenn ich Wasser, das Schleim des Mundes ist, ausspucke, dann ist das kein Mensch mehr; es hat sich abgetrennt; aber solange das Wasser in meinem Zungenklümpchen drinnen ist, da gehört es zu mir als Mensch, geradeso, wie meine Muskeln zu mir gehören. Ich bestehe nicht bloß aus festen Muskeln, sondern ich bestehe aus Wasser. Und dieses Wasser ist es, was eigentlich schmeckt, weil es sich vermischt mit dem, was als Wasser von außen kommt.

Schleckt man Zucker, wie ist denn das? Wenn man Zucker schleckt, so treibt man Wasser von innen an die Zungenklümpchen (Geschmackswärtelchen), und der aufgelöste Zucker fällt in dieses Wasser herein, und der flüssige Mensch durchzieht sich mit dem Zucker, - nun ja, und da ist es ihm halt wohl, während der Zucker sich in seiner eigenen Flüssigkeit ausbreitet, weil der Zucker sich erst fein in diesen Zungenklümpchen absondert.

Wir Menschen, sehen Sie, wir können nur schmecken. Aber warum können wir nur schmecken? Hätten wir Flossen und wären wir Fische, es wäre auch ein interessantes Dasein, wären wir nämlich Fische, so würde jedesmal, wenn wir schmecken, der Geschmack auch durch die Flossen wirken; aber wir müßten im Wasser schwimmen, damit wir recht gut immer alles aufgelöst hätten, auch die feinen Stoffe; denn der Fisch schmeckt auch die feinen Stoffe alle, die im Wasser sind, und nach seinem Geschmack richtet er sich; das geht immer gleich in die Flüssig-

keit herein, und er schwimmt weiter mit den Flossen. Wenn ihm also von irgendeiner Seite etwas Angenehmes zuschwimmt, so schmeckt er das, und seine Flossen bewegen sich gleich dahin. Wir Menschen können das nicht, was die Fische können. Wir haben keine Flossen. Die sind ganz verkümmert bei uns. Jetzt können wir den Geschmack nicht verwenden, um uns zu bewegen; deshalb verinnerlichen wir ihn. Die Fische haben feinen Geschmackssinn, aber keinen innerlichen Geschmack. Wir Menschen verinnerlichen den Geschmack; den erleben wir, währenddem die Fische eigentlich in dem ganzen Wasser drinnen leben, mit dem Wasser zusammen den Geschmack erleben. Daher ist es beim Fisch auch so - die Leute haben sich gewundert, daß es so ist -, daß er weit ins Meer hinausschwimmt, wenn er die Eier absetzen will. Die Fische schwimmen weit hinaus, nicht nur in den Atlantischen Ozean, sondern auch an ganz andere Erdoberflächen. Und die Jungen kommen dann langsam wieder zurück in die europäischen Gewässer. Warum ist das so? Nun, die europäischen Fische, die in unsern Gewässern herumschwimmen, das sind Süßwasserfische. In dem süßen Wasser können die Eier nicht ausreifen. Die Fische schmecken, wenn gegen die Mündung des Flusses zu ein bißchen Salz hereinkommt; das schmecken sie und schwimmen ins Meer hinaus. Und wenn auf der anderen Seite die Sonne anders auf die Erde scheint, schmecken sie das, und nach dem Geschmack schwimmen sie über die halbe Erde hinüber. Und die Jungen erst wiederum schmecken sich zurück, dahin, wo die Alten gelebt haben. Die richten sich also überhaupt nach dem Geschmack.

Das ist eine außerordentlich interessante Sache, daß das Wasser, das auf der Erde in Flüssen fließt und im Meer ist, voller Geschmack ist. Und daß die Fische da drinnen herumschwimmen, das ist eigentlich fortwährend dasjenige, was der Geschmack des Wassers tut. Der Geschmack des Wasser ist eigentlich, was die Fische zum Schwimmen herumbringt, was ihnen auch die Richtungen gibt: der Geschmack des Wassers.

Natürlich, wenn auf ein Stückerl Wasser die Sonne drauf scheint, so wird durch diese Sonnenwärme dort gleich alles das, was im Wasser drinnen ist, aufgelöst, fein aufgelöst. Das wird

in einen anderen Geschmack verwandelt. Und deshalb sieht man die Fische da drinnen zappeln. Das ist alles der Geschmack.

Die Sache ist eigentlich sehr merkwürdig, meine Herren, denn wir Menschen sollten eigentlich auch schwimmen, wenn wir uns bloß nach dem Geschmack richten würden. Wenn ich den Zucker schmecke, so will eigentlich immer etwas in mir, nämlich der wäßrige Mensch, dorthin schwimmen. Der Drang zum Schwimmen ist schon da. Der Mensch will eigentlich fortwährend nach dem Geschmack schwimmen. Nur der feste Körper, der hält ihn wieder zurück. Und von dem, was da fortwährend schwimmen will und nicht kann - wir haben eigentlich einen Fisch in uns, der fortwährend schwimmen will und nicht kann -, von dem, was nicht schwimmen kann, behalten wir das zurück, was unser innerlich Seelisches von dem Geschmack ausmacht. Denn mit dem Geschmack leben wir eigentlich ganz im Ätherleib drinnen, nur daß der Ätherleib festgehalten wird durch das Wasser, das wir haben, und das Wasser wird wieder festgehalten. Und es ist das Natürlichste, sich zu sagen: Der Mensch hat einen Ätherleib, der eigentlich gar nicht zum Gehen auf der Erde veranlagt ist, der nur zum Schwimmen veranlagt ist, der eigentlich ein Fisch ist; nur daß ihn der Mensch aufstellt, und dadurch wird er etwas anderes. Aber der Mensch hat diesen Ätherleib in sich, der eigentlich nur in seinem flüssigen Menschen drinnen ist. Und es ist schon so, daß eigentlich der Mensch fortwährend gern schwimmen möchte, schwimmen auf dem feinen Wasser, das ja auch immer in der Luft ist. Da möchten wir eigentlich fortwährend schwimmen. Aber wir verwandeln dieses Schwimmen in das innere Geschmackserlebnis.

Solche Sachen, sehen Sie, die führen einen erst dahin, den Menschen zu begreifen. Das können Sie in keinem heutigen wissenschaftlichen Buch finden, weil die Menschen eigentlich nur den Leichnam des Menschen beobachten, nicht den lebenden Menschen.

Wenn wir natürlich den Leichnam vor uns haben, so will der nicht mehr schwimmen. Aber der beteiligt sich auch nicht am Leben. Wir beteiligen uns deshalb am Leben, weil wir eigentlich alles zusammen, was in der Welt ist, sind. Wir sind Fische. Und der Dunst, der Wasserdunst, der da ist, der ist uns ja ähnlich; aber in dem wollen wir fortwährend schwimmen, und

daß wir es nicht können, das bewirkt, daß wir das alles nach innen gießen und schmecken. Die Fische sind ja eigentlich sehr kalte Wesen. Sie könnten wunderbar schmecken, was alles im Wasser aufgelöst ist. Sie tun es nicht, weil sie gleich ihre Flossen bewegen. Würden die Flossen der Fische wegkommen, dann würden die Fische höhere Tiere werden; sie würden anfangen zu schmecken.

Wieder anders umgewandelte Zwiebeln, Nervenzwiebeln, sind die, von denen ich Ihnen das letzte Mal, am Samstag, geredet habe. Die gehen in die Nasenschleimhaut hinein. Aber diese Zwiebeln, die sind nun nicht in einem Grübchen, wo immer das Wasser sprudelt, sondern die gehen ganz an die Oberfläche hinaus. Daher können diese Zwiebeln nur dasjenige wahrnehmen, was an sie herangeht, das heißt nichts anderes, als: wir müssen den Rosenduft herankommen lassen an die Nervenzwiebeln unserer Nase, nachher riechen wir.

So ist ein Stückel vom menschlichen Leib dazu verwendet, daß es diese Zwiebeln, die aber über unserer ganzen Haut ausgebreitet sind, besonders ausbildet dazu, dasjenige, was in der Luft liegt, aufzunehmen.

Aber meine Herren, trotzdem, wenn Sie in der Nase des Menschen solch eine Zwiebel nehmen, die da in die Nase hineingeht, ja, da weht die äußere Luft an ihn heran; aber außerdem weht von innen heraus die Atemluft. Es geht ja fortwährend der Atem durch die Nase.

In diesem Atem drinnen lebt der Luftmensch. Wie ich Ihnen früher gesagt habe, wir sind Wasser, so sind wir auch Luft. Wir haben wirklich nicht bloß die Luft zum Spaß in uns. Geredeso wie ich Wasser in mir habe, so habe ich Atem in mir; der ist nicht fest. Und wie, wenn ich meine Hand ausstrecke und fühle, ich habe etwas Festes ausgestreckt, so strecke ich, was ich in meinem Luftorganismus habe, in die Nase hinein. Das ist eine luftförmige Hand. Und da erfasse ich den Rosenduft oder den Nelkenduft. Ich bin nämlich nicht bloß ein fester Mensch, sogar nur zu zehn Prozent fester Mensch; ich bin eine Wassersäule, und fortwährend ein Luftmensch. Solange die Luft in uns

ist, sind wir sie nämlich selber. Da lebt sie, die Luft. Und wir strecken diese Lufthände durch unsere Nase, und greifen diesen Rosenduft und Nelkenduft - natürlich auch Mistduft - an; aber nicht mit der Hand greifen wir sie an, sondern wir greifen sie an durch die Zwiebeln, die von innen den Atem anziehen, so daß der Atem den Rosenduft angreifen kann.

Das ist so, daß es sich sogar beim Hund zeigt. Da riecht die Nase, und gleich wedelt der Schwanz, habe ich Ihnen gesagt. Geradeso wie beim Fisch die Flosse in Bewegung kommt, so kommt beim Hund der Schwanz in Bewegung. Aber was will denn der Schwanz tun, der nur wedeln kann? Es ist nämlich interessant: der Hundeschwanz kann nur wedeln; aber was will er denn eigentlich tun?

Sehen Sie, meine Herren, der Hund würde nämlich etwas ganz anderes tun; wenn er nicht ein Hund, sondern ein Vogel wäre, würde er nämlich fliegen unter dem Einfluß des Geruches! Geradeso wie der Fisch schwimmt, so würde der Hund fliegen, wenn er ein Vogel wäre. Nun, der Hund, der hat keine Flügel, und so benutzt er das Ersatzorgan und kann bloß wedeln. Es reicht ihm nicht; aber es ist dieselbe Kraftentfaltung.

Und bei uns Menschen ist es auch so. Weil wir eigentlich fortwährend fein riechen - wir bemerken es gar nicht -, möchten wir immer fliegen.

Denken Sie sich einmal die Schwalben. Die Schwalben leben bei uns im Sommer. Da gefällt ihnen dasjenige, was aufsteigt als Düfte aus den Blumen und so weiter. Das gefällt ihnen eben nämlich im Geruchsorgan, und da bleiben sie da. Wenn aber bei uns der Herbst kommt, oder der Herbst nur herannaht, näher herankommt, ja, wenn da die Schwalben untereinander sich verständigen könnten, dann würden sie sagen: Da fängt es an, übel zu riechen! Der Geruchssinn der Schwalbe, der ist furchtbar fein. Und wie ich Ihnen gesagt habe, daß die Menschen bis Arlesheim wahrnehmbar sind - für wilde Völker wäre es noch so -, so ist der Geruch, der im Süden ausströmt, für die Schwalben wahrnehmbar, wenn der Herbst herankommt; der breitet sich aus bis nach dem Norden. Da unten riecht's gut; da oben fängt's an, mistig

zu riechen! - Da fangen die Schwalben an, dahin zu fliegen, wo der gute Geruch sie anzieht, denn der kommt herauf vom Süden nach dem Norden.

Meine Herren, es sind ganze Bibliotheken geschrieben worden über den Vogelflug. Aber die Wahrheit ist, daß die Vögel selbst bei diesen großen Wanderungen im Frühling und Herbst sich nach der furchtbar feinen Verteilung der Gerüche in der ganzen Luftschichte unserer Erde richten. Ihre Geruchsorgane führen die Schwalben nach dem Süden, und dann wiederum nach dem Norden. Wenn bei uns der Frühling kommt, da fängt es wiederum da unten an, mistig zu riechen für die Schwalben. Die feinen Frühlingsdüfte kommen zu ihnen nach dem Süden, und da fliegen sie herauf nach dem Norden.

Es ist wirklich so, daß die Erde eigentlich ein ganzes lebendiges Wesen ist, und die anderen Wesen gehören dazu.

In unserem Leibe ist es so eingerichtet, daß das Blut zum Kopfe fließt und wiederum wegfließt. Auf der Erde ist es so eingerichtet, daß gewisse Vögel, die Zugvögel, nach dem Äquator hinfliegen und wieder zurückfliegen. Die Luft, die wir atmen, die treibt uns das Blut zum Kopfe. Es ist bei uns auch die Luft. Wir sind ganz durchsetzt von Geruch, insofern wir ein Luftmensch sind. Und derjenige, der zum Beispiel, sagen wir, über den Acker geht, der gerade gemistet worden ist, der geht eigentlich mit seinem Luftmenschen dahin; denn der feste Mensch und der flüssige Mensch, die merken nichts von dem Miste, aber der luftförmige Mensch, der merkt das, und da entsteht in ihm - aus dem, was ich gesagt habe, werden Sie es schon begreifen -, da entsteht in ihm begreiflicherweise eigentlich der Drang, er möchte fortfliegen. Eigentlich möchte der Mensch fortwährend wegfliegen in die Luft hinauf, wenn über dem Acker der Mist stinkt.

Das kann er nicht, weil er keine Flügel hat. Und deshalb verinnerlicht der Mensch dasjenige, wovon er nicht fortfliegen kann. Er verinnerlicht es. Es wird seelisch. Und die Folge davon ist, daß der Mensch ganz innerlich erfüllt wird von dem Mistgeruch, von den gasförmig, dunstförmig gewordenen Ausdünstungen

des Mistes. Er wird selber ganz mistig. Und da sagt er, das ekelt ihn. Seelisch ist das der Ekel.

Geradeso wie in dem flüssigen Menschen dieser feinere Mensch lebt, den man eigentlich dem flüssigen Menschen abstiehlt, durch den man schmeckt, so lebt etwas in diesem luftförmigen Menschen, den wir in uns fortwährend erneuern, weil wir einatmen, ausatmen, den wir wieder abstoßen, der eigentlich in jedem Augenblick geboren wird, achtzehnmal geboren wird in einer Minute, wiederum stirbt, achtzehnmal in einer Minute. Sonst, nicht wahr, werden wir geboren, werden unter Umständen alte Kerle; es dauert für den festen Menschen, bis er stirbt, jahrelang. Beim luftförmigen Menschen ist es so: der wird achtzehnmal in der Minute geboren beim Einatmen und stirbt wieder beim Ausatmen. Es ist ein fortwährendes Geborenwerden und Sterben. Es ist gerade so.

Und das, was da drinnen nun herausgenommen wird, das nennen wir den astralischen Leib, damit wir ein Wort haben. Aber es ist eben da. Und wie ich Ihnen das letzte Mal gesagt habe, daß dasjenige, was eigentlich da unten sein müßte, hinaufgeschoben, geschoppt wird und dem Geruchssinn entgegenwächst, was uns da zum Denken bewegt, so ist es eben unser Astralleib, der das da hinaufschoppt. Kein Mensch kann das Gehirn richtig verstehen, das der Nase entgegenwächst durch den Astralleib, der eben nicht die ganze Sache so betrachtet, wie ich sie jetzt betrachtet habe. Das ist das, was aus einer richtigen Betrachtung unserer Sinne gerade hervorgeht.

Wir Menschen möchten eigentlich fortwährend fliegen durch unseren Geruch. Aber wir können nicht fliegen, weil wir höchstens diese festen Schulterblätter haben. Aber der Vogel kann fliegen. Warum kann der Vogel fliegen?

Meine Herren, der Vogel hat etwas ganz Eigentümliches, wodurch er fliegen kann; der Vogel hat nämlich hohle Knochen. Da ist Luft drinnen. Und die Luft, die er durch sein Geruchsorgan aufnimmt, die kommt als Luft in Verbindung mit der Luft, die er in seinen Knochen drinnen hat. Der Vogel ist also wirklich hauptsächlich Luftwesen. Das Hauptsächlichste am Vogel ist das, was aus Luft besteht. Das andere, das wächst nur an. Und

wenn Sie einen Vogel anschauen, der viel Federn hat, werden Sie sehen, daß eigentlich alles abgedorrt ist. Aber das Wichtigste in ihm ist, selbst beim Strauß, daß in jeder solcher Flaumfeder noch etwas Luft drinnen ist, und mit dieser ganzen Luft, aus der er selber besteht, steht die äußere Luft selber in Verbindung. Der Strauß, der geht ja noch, weil er zu schwer ist, um zu fliegen; aber die anderen Vögel fliegen eben.

Wir Menschen haben nur unsere Schulterblätter, die noch dazu höchst ungeschickt, ganz fest gefügt sind, an unserem Rücken. Mit denen möchten wir zwar fortwährend fliegen, aber wir können es nicht, und so schieben wir das ganze Rückenmark ins Gehirn hinein und fangen an zu denken. Die Vögel denken eben nicht. Man braucht nur richtig die Vögel zu betrachten, so wird man sehen, daß alles bei ihnen in den Flug hineingeht. Es schaut sehr gescheit aus; aber es macht's eigentlich das, was in der Luft ist. Die Vögel denken nicht. Wir denken, weil wir nicht fliegen können. Unsere Gedanken sind eigentlich umgewandelte Flugkräfte. Das ist das Interessante am Menschen, daß sein Geschmack sich in die Gefühlskräfte verwandelt. Wenn ich sage: Ich fühle mich wohl, - so möchte ich eigentlich schwimmen. Aber ich kann nicht schwimmen, und so verwandelt sich das in das innere Wohlgefühl. Wenn ich sage: Mich ekelst, - so möchte ich eigentlich fliegen. Aber ich kann nicht fliegen, und so verwandelt sich das in den Gedanken: mich ekelst; der Mistgeruch ist ekelhaft.

Und so sind alle unsere Gedanken eigentlich umgewandelte Gerüche. Und der Mensch ist deshalb ein so vollkommener Denker, weil er all das, was der Hund in der Nase erlebt, im Gehirn erlebt mit dem, was ich da vorstelle. Wir verdanken als Menschen eigentlich unserer Nase außerordentlich viel.

Sehen Sie, wenn Menschen keinen Geruch haben, wenn ihre Nasenschleimhaut also verkümmert ist - es gibt solche Menschen, die keinen Geruch haben -, denen fehlt eigentlich auch ein gewisses Erfindungsvermögen. Die können nur durch dasjenige denken, was sie vererbt haben von ihren Eltern. Es ist ja immer gut, daß wir auch etwas ererben, sonst könnten wir überhaupt

nicht leben, wenn wir nicht alle Sinne ausgebildet hätten. Der Blindgeborene hat auch das Innere, was das Auge hat, ererbt, und hat es überhaupt dadurch, daß er nicht bloß ein fester Mensch ist, sondern auch ein flüssiger und ein luftförmiger Mensch ist.

Wir haben aber jetzt gesehen, wie merkwürdig das ist: Das Feste, das nehmen wir mit unserem Gefühl wahr durch die Zwiebeln, die überall nach der Haut hingehen; und das Flüssige, das Wäßrige, das nehmen wir mit unserem Geschmackssinn wahr. Das Luftförmige, das Gasförmige, das nehmen wir wahr durch unsere Zwiebeln, die in die Nasenschleimhaut geht. Wir spüren auch noch etwas anderes um uns herum, aber so im ganzen mehr, und das ist Wärme und Kälte.

So wie wir eigentlich als Mensch ein Stückel fester Mensch sind, ein Stückel Wasser als Mensch, ein Stückel Luft als Mensch, so sind wir auch ein Stückel Wärme. Wir sind ja auch wärmer als die äußere Welt.

Aber sehen Sie, die Wissenschaft, die weiß das wirklich nicht richtig, daß das Schmeckende eigentlich der wäßrige Mensch ist, und das Riechende der luftförmige Mensch ist. Die Wissenschaft, die denkt immer nach darüber: da kommen die Geschmacksnerven in die Zungenwärtelchen hinein, und es ist eigentlich so, als wenn der Nerv schmecken oder riechen würde. Das ist aber ein Unsinn. Im Munde schmeckt das Wasser vom Wassermenschen, und in der Nase schmeckt die Luft, oder riecht die Luft vom Luftmenschen. Und wenn wir Kälte oder Wärme wahrnehmen, so nimmt das Stückel Wärme wahr, das wir selber sind. Direkt die Wärme in uns nimmt die äußere Wärme wahr. Und das ist eben der Unterschied von den anderen Sinnen beim Wärmesinn, daß es die Wärme selber ist, die von allen Organen abgesondert wird, und wir haben als Menschen ein Stückel Wärmewelt in uns, und das Stückel Wärmewelt nimmt die andere Welt um sich herum wahr. Nur, wenn wir etwas angreifen, das heiß oder kalt ist, nehmen wir es natürlich nur an der Stelle wahr, wo wir es angreifen. Aber wenn es im Winter kalt ist, nehmen wir die ganze Kälte um uns herum wahr als Mensch, sind ein ganzes Sinnesorgan - und ebenso im Sommer die Hitze.

So sehen wir schon, wie falsch die Wissenschaft eigentlich auf dem Gebiete ist. Wenn Sie irgendwo ein wissenschaftliches Buch aufschlagen, so ist es so, meine Herren, als wenn der ganze Mensch so irgendein festgestaltetes Gebilde wäre. Es werden eben die Knochen hineingezeichnet, die Muskeln, die Nerven hineingezeichnet. Aber das ist ja alles Unsinn. Das ist ja nur ein Zehntel von dem Menschen überhaupt. Das andere ist ja zu neunzig Prozent Wasser, und auch die Luft ist da drinnen, und sogar ein Stückel Wärme. Also eigentlich müßte in die Figuren, die da gezeichnet werden durch die materialistische Wissenschaft, ein zweiter Mensch hineingezeichnet werden, ein Wassermensch, und ein dritter Mensch, ein Luftmensch, und ein vierter Mensch, der Wärmemensch, ein Stückel Wärme. Anders ist der Mensch gar nicht zu begreifen.

Und nur dadurch, daß wir auch ein Stückel Weltenwärme sind, wärmer als unsere Umgebung, fühlen wir uns selbständig in der Welt. Wären wir so kalt wie ein Fisch oder eine Schildkröte, so hätten wir kein Ich, würden wir gar nicht zu uns „ich“ sagen; geradeso wie wir niemals denken könnten, wenn wir nicht den Geruch in uns umgewandelt hätten, also keinen Astralleib hätten, so hätten wir kein Ich, wenn wir nicht ein Stückel Wärme in uns hätten.

Sie können jetzt sagen: Aber die höheren Tiere haben ja auch eine eigene Wärme. Ja, meine Herren, diese höheren Tiere, die tragen auch an dieser Wärme. Die höheren Tiere, die wollen nämlich, die möchten nämlich ein Ich werden und können es nicht. So wie wir nicht schwimmen oder fliegen können, so möchten die höheren Tiere ein Ich werden und können es nicht. Und deshalb sind diese höheren Tiere so gebildet, wie sie eben sind. Man sieht ihnen an, sie möchten eigentlich ein Ich werden und können es nicht. Und dadurch haben sie ihre verschiedenen Gestalten.

Aber wir Menschen, wir haben einmal diese vier Teile in uns; den festen Menschen, der, der eigentlich der physische Mensch ist, der materielle Mensch; den wäßrigen Menschen, der den Lebenskörper, den Ätherkörper, den feineren Körper in sich

trägt; den Luftmenschen, der den astralen Körper in sich trägt, den luftförmigen Menschen, der fortwährend stirbt und wieder erneuert wird im Physischen, aber als astralischer Mensch bleibt das ganze Leben hindurch; und das Stückel Wärme, das wir in uns haben, das ist der Ich-Mensch.

Der Wärmesinn ist auch auf den ganzen Menschen ja verteilt, aber er ist fein. Und die Wissenschaft, die macht da etwas Eigentümliches durch. Wenn man den Menschen rein materiell absucht, so findet man halt eben diese Gefühlszwiebeln, die ich Ihnen geschildert habe. Nun sagen sich die Leute: wenn ich also die Schachtel hier angreife, da fühle ich durch die Gefühlszwiebel die Schachtel, das Feste. Wenn die Schachtel recht kalt ist, da müßte ich die Kälte ja auch durch solche Gefühlszwiebel fühlen. Ja, da suchen sie fortwährend diese Wärmewiebel und diese Gefühlszwiebel und finden sie nicht! Alle Augenblicke kommt einer und untersucht ein Stückel Haut. Da sehen manche von diesen Gefühlszwiebeln ein bisschen anders aus, und da meint man, die gehören nun zu etwas anderem. Aber das ist ein Unsinn. Wärmewiebeln sind nicht da, weil der Mensch eben durch das Stückel Wärme, das in ihm ist, diese Wärme wahrnimmt. Wir haben nur diese Zwiebeln, die für das Feste, für das Flüssige, Wäßrige, also für den Geschmackssinn, und für das Luftförmige, also für den Geruchssinn da sind. Wo der Wärmesinn beginnt, da sind wir schon außerordentlich leichtsinnige Wesen, nämlich bloß ein Stückel Wärme, das eben die äußere Wärme wahrnimmt. Wenn wir von einer solchen Wärme umgeben sind, daß wir gerade recht zu uns ich sagen können, dann fühlen wir uns wohl; wenn wir aber von Kälte umgeben sind, daß wir frieren, so nimmt uns die äußere Kälte dieses Stückel Wärme, das wir sind, weg. Unser Ich will uns verlorengehen. Die Bangigkeit in unserem Ich, die macht uns dieses Stückel Kälte wahrnehmbar. Wenn einer friert, so ist er eigentlich immer bange um sein Ich, denn er hat einen Grund, bange zu sein; denn dann schiebt er das Ich schneller aus sich heraus, als er eigentlich soll.

Das sind eben die Dinge, die uns nach und nach immer mehr

hinführen von den Betrachtungen des Physischen zu den Betrachtungen des Nichtphysischen, des Nichtmateriellen. Und auf diese Weise können wir erst den Menschen verstehen.

Wir werden nun, nachdem wir das vorausgeschickt haben, recht interessante Betrachtungen daran knüpfen können. Damit wollen wir am Samstag um 10 Uhr fortsetzen.

- - - - -

(Abschrift aus "Die Menschenschule" 28. Jahrg., Heft 6, 1954)